



# Auf Leben

Im Nordwesten der USA startet Jahr für Jahr das gefährlichste und brutalste Pferderennen der Welt. Beim „Suicide Race“ stürzen sich Mensch

# und Tod

und Pferd fast senkrecht den Berg hinunter. Ein Rennen, an dem prinzipiell jeder teilnehmen darf. Nur: Es traut sich keiner – bis auf die Indianer

Vor dem Höllenritt: Kriegsbemalung im Gesicht eines Pferdepflegers, der die Tiere bandagiert. Ein letzter Check am Sattel (u.) entscheidet über Leben und Tod



Noch 15 Minuten. Die Reiter sind bereits oben auf dem „Suicide Hill“ eingetroffen, dem Startplatz für das gefährlichste Pferderennen der Welt.

Neun Pferde und neun Reiter. Allesamt Colville-Indianer, die im Staat Washington im Nordwesten der USA in einem gut 3000 Quadratkilometer großen Reservat leben. Den rechten Arm emporgestreckt, stehen sie am Steilhang, um mit einem gellenden „Kii-yüü, kii-yüü“ ihre Furcht, ihre Nervosität, aber auch ihren Stolz herauszuschreien.

Für den 5000-Seelen-Ort Omak, 80 Kilometer von der kanadischen Grenze entfernt, ist das „Suicide Race“ das Ereignis des Jahres – der Höhepunkt eines Rodeo-Wochenendes, zu dem Zehntausende angereist sind.

Die Strecke ist einzigartig. Nichts auf der Welt ist damit vergleichbar, auch nicht der berühmt-berüchtigte Kurs des Grand National in England. Schon der Name „Suicide Race“ sagt viel. Aber es geht nicht um Selbstmord – es geht um Mord.

Das zumindest behaupten Tierschutzverbände, die Jahr für Jahr ein Verbot der Veranstaltung fordern. Da die Strecke jedoch auf Reservatsgebiet liegt und die 8700 noch lebenden Colville-Indianer eine souveräne Nation innerhalb der Vereinigten Staaten bilden, sind die US-Behörden machtlos.



Tierschützer klagen an:  
Es geht nicht um Selbstmord,  
es geht um Mord



Immerhin führten die Organisatoren in den vergangenen Jahren einige Änderungen im Reglement ein: Die Reiter müssen nun mindestens 16 Jahre alt und nüchtern sein. Sie dürfen nicht, wie früher, hölzerne Baseballschläger mitführen, um Pferde oder Konkurrenten damit zu schlagen. Und sie können auch keine so genannten „Outrider“ mehr engagieren – Söldner-Typen, die einst mitreiten durften, um die Pferde der anderen zu blockieren oder die Reiter aus dem Sattel zu stoßen. Das ist heute verboten. Alles andere ist erlaubt.

„Einmal im Leben musst du das gesehen haben“, meint Roger, ein Autoradiohändler aus Seattle, der schon zum dritten Mal dabei ist. Am Rennen dürfen auch weiße Amerikaner und Ausländer teilnehmen. Nur: Es traut sich keiner.

Es geht um 3000 Dollar Siegpriämie. Viel Geld in einer der ärmsten Regionen des Landes. Der durchschnittliche Jahresverdienst liegt hier bei 14.000 Dollar. Vor allem aber geht es um Ruhm. Dafür riskieren die Reiter Kopf und Kragen. Schon das bloße Ankommen gilt als Erfolg. Ein Sieg sichert den Teilnehmern zeitlebens den Respekt ihrer Gemeinschaft.

Noch zehn Minuten. Das Wunderkind unter den „Suicide Racers“, der 19-jährige Tyler Peasley, dreht oben am Startplatz schweigend seine Runden. Seit frühestem Kindesalter sitzt der Junge mit den hübschen dunklen Augen im Sattel. Im vergangenen Jahr wurde er auf Anhieb Zweiter, dieses Jahr will er gewinnen.

Schon jetzt ist er das Idol der Stammesjugend. Er beweist ihnen, dass sie Erfolg haben können, wenn sie viel arbeiten, diszipliniert sind und auf Alkohol und Drogen verzichten.

Tyler wirkt genauso durchtrainiert und willensstark wie sein Pferd „Rueben“, ein Kraftpaket der Rasse

Fluss-Lauf: Unten angekommen, muss sich Tyler Peasley mit seinem Pferd durch das Wasser kämpfen



Fall-Studie: Tyler Peasley (v.) jagd sein Pferd den „Suicide Hill“ hinunter



„Wir verlangen nichts von unseren Pferden, was wir nicht auch selbst tun würden“

Quarterhorse, mit dem er das ganze Jahr über Galopprennen bestreitet. Quarterhorses sind kaum von Galopprennen zu unterscheiden und in Europa wenig bekannt, mit 2,5 Millionen Tieren aber zahlenmäßig die größte Pferderasse der Welt. Und auf einer „quarter mile“, einer Viertelmeile, die schnellsten Pferde – daher ihr Name.

„Ich bin stolz darauf, hier teilzunehmen“, sagt Tyler. „Es ist eine große Ehre für mich.“ Tapferkeit und Männlichkeit sind für die Indianer wichtige Bausteine ihrer Identität. Schritt für Schritt mussten sie in der Vergangenheit ihren Lebensstil, ihre Sprache, ihre Religion –, ja sogar die Art, wie sie jagen und fischen, entweder an die Welt der Weißen an-

passen oder ganz aufgeben. Und jetzt wollen die Tierschützer ihnen auch noch das letzte Stück Tradition rauben.

Das „Suicide Race“, das dazu dient, aus Jungen Männer zu machen. Ein Sprung ins Erwachsenenesein. So war es immer. So ist es heute noch. „Unsere Kultur muss in der Praxis erlernt werden“, meint Tyler, „nicht durch Schulbücher. Dieses Rennen steckt tief in uns drin. Schon unsere Väter und Großväter sind den „Suicide Hill“ hinabgeritten.“

Noch fünf Minuten. Unten am Ufer des Okanogan River werden mehrere Krankenliegen bereitgestellt. Ein Motorboot mit Ärzten an Bord geht in Position. Für alle Fälle. Die Lebensretter fischen gestürzte Jockeys aus

dem Wasser und ziehen Pferde im Notfall mit Lassos an Land, bevor sie ertrinken.

Pferde sind keine guten Schwimmer. Sie haben im Wasser Schwierigkeiten beim Atmen und geraten leicht in Panik, wenn sie keinen Boden unter den Füßen spüren.

Obwohl die Reiter viel riskieren, gab es bisher nur einen Toten. Meist trifft es die Pferde. Beinbruch. Beckenbruch. Genickbruch. Niemand weiß, wie viele Tiere seit 1935 am „Suicide Hill“ verendet sind. Vor zwei Jahren mussten bei einem Vorrennen gleich drei Pferde eingeschläfert werden. Eines schaffte es noch bis auf die Zielgerade. Dort kollabierte es. Herzinfarkt.

Oben auf dem Hügel werden die Startpositionen ausgelost. Tyler Peasleys größter Rivale, Montana Pakootas, hat das beste Los erwischt. Er ist 31 Jahre alt, nur 1,65 Meter groß und der Routinierteste von allen. Einer, der den Berg bereits an die hundertmal runtergeritten ist.

Einige Male allerdings auch nicht. Sein Körper ist ein Zeichen dafür. Eine Narbenlandschaft, der linke Unterarm stark demoliert. Bei einem seiner zahlreichen Stürze brach eine Stahlplatte entzwei, die noch von einem vorigen Unfall im Arm war. „Im Herzen sind wir immer noch Krieger“, sagt er, „wir führen ein raues Leben, aber wir verlangen nichts von unseren Pferden, was wir nicht auch selbst tun würden.“

13 Jahre brauchte Montana, um das „Suicide Race“ einmal zu gewinnen. „Es ist jedes Mal eine gewaltige Gefühls-explosion, besser als Sex“, sagt er.

Noch eine Minute. Am Berg drängt die Stammespolizei die Menge hinter die Absperrungen. Hier wird nicht lange gefackelt. Wer nicht gehorcht, wird abgeführt und verbringt das Wochenende in einer Zelle. Die Zuschauer krallen ihre Hände in den Maschendrahtzaun, um nicht den Steilhang hinunterzufallen. Wer den Hang hinabschaut, muss gegen Schwindelgefühle ankämpfen. Kein Skifahrer würde sich hier runterwagen.

Ein Glück nur, dass alles so schnell geht: Der Sieger ist in unglaublich kurzen 35 Sekunden im Ziel. Ein Rennen wie ein Postkutschenüberfall.

Ungeduldig schreien die Jockeys den Starter an: Let's go! Wieder und wieder mustert der das Feld. Bloß kein Fehlstart. Der Hang ist nur 50 Meter entfernt. Keiner könnte die

Pferde mehr stoppen. Warten auf die eine Sekunde, in der alle stillstehen und die Köpfe nach vorn gerichtet sind.

Blitzschnell kommt der Startschuss. Wie eine Lawine rast das Feld auf den Abgrund zu, vorbei an Streckenposten, Fotografen und Sanitätern. Tyler Peasley ist als Erster da und stürzt sich blindlings mit einem mächtigen Satz hinab.

„Geht ein Pferd kopfüber den Hang hinunter, stößt es manchmal einen Ruf aus, dass dir das Blut in den Adern gefriert“, erzählt ein Reiter später. „Es ist ein Gefühl, als ob du dem Tod ins Gesicht schaust.“

Jeder, der einmal einen Western gesehen hat, weiß, wie vorsichtig Vierbeiner sind, wie sie auf jeden Schritt achten, wenn's bergab geht. Pferde haben einen scharfen Instinkt für Gefahren. Aber hier müssen sie alle Vorsicht vergessen. In vollem Galopp geht es 70 Meter steil in die Tiefe, in einem Winkel von 45 Grad. Sie fliegen mehr, als dass sie galoppieren, sechs, sieben Bodenberührungen, schon sind sie unten am Okanogan River, den sie durchqueren müssen, um das Ziel zu erreichen.

Eigentlich sind es drei Rennen in einem: Beim Start braucht das Pferd Sprinterqualitäten, am Steilhang muss es fliegen können und im Wasser die Kraft eines Nilpferdes entwickeln.

Als Erster unten am Fluss zu sein ist eine zweifelhafte Ehre. Stürzt das führende Pferd, trampeln alle anderen darüber hinweg. So wie am Vortag bei einem Ausscheidungsrennen, das abends in der Dunkelheit stattfand, um das Furcht erregende Gefühl für Pferd und Reiter noch zu verstärken. Der Kurs war notdürftig mit Flutlichtstrahlern erhellt, die Jockeys trugen Schwimmwesten mit reflektierenden Lichtstreifen, ihre Sturzhelme blinkten im Wasser wie Leuchtsignale.

Einen kurzen Moment sah es aus, als wäre mitten im Pulk eine Bombe explodiert. Pferdeleiber krachten ineinander, Jockeys flogen durch die Luft, rappelten sich wieder hoch oder blieben liegen.



Countdown: In den letzten Sekunden vor dem Start spüren Mensch und Tier nur noch Angst



Sieg und Niederlage: Tyler Peasleys Pferd „Rueben“ hat es geschafft, Montana Pakootas (M.) muss sich geschlagen geben

Dann war der Spuk vorbei. Die Bilanz des Abends: Von den insgesamt 18 Gestarteten kamen elf ins Ziel. Sieben verletzte Pferde, ein Jockey wurde mit Verdacht auf Beinbruch ins Hospital gebracht. Heute ist er wieder dabei. Nach dem Rezept für seine schnelle Genesung gefragt, antwortet er: „Gleich wieder aufs Pferd und den Schmerz aus den Knochen reiten.“

„Suicide Racing“ ist eine Geisteshaltung: Armbrüche gelten hier als kleinere Verletzungen, ausgekugelte Schultern werden mit Aspirin behandelt. Die Veterinäre hatten bis in die frühen Morgenstunden zu tun. „Eineinhalb Stunden brauchten wir, nur um die tiefe Schnittwunde eines Pferdes

zu säubern“, erzählt einer. Wenn so etwas geschieht, wird das Flutlicht sofort abgeschaltet, und Neugierige werden rigoros vertrieben. Es gibt schon genug negative Publicity.

Wer das „Suicide Race“ gewinnen will, muss als Erster das andere Ufer erreichen. Einige Pferde kriechen völlig erschöpft und wankend aus dem Fluss. Sie sind am Ende ihrer Kraft. Jetzt hängt es von den Reitern ab, was sie noch aus ihnen herausholen können.

Als hätten die Tiere nicht schon genug Kraft verloren, führt das Terrain an dieser Stelle bergauf. Doch das Ziel ist nicht mehr weit. In der Rodeo-Arena bricht ein Orkan aus, als der junge Tyler Peasley mit drei Längen Vorsprung hereingaloppiert. Tylers größter Konkurrent, Montana Pakootas, büßte bereits unten am Berg alle Chancen ein, als er vom Kopf eines Pferdes im Rücken getroffen wurde und sich vor Schmerzen kaum mehr im Sattel halten konnte.

Alle neun Starter erreichen das Ziel.

Ein Zeichen ihrer meisterhaften Reitkunst. Ihre Pferde sind schwer gezeichnet von der Anstrengung, sie dampfen wie nach einem Saunabad.

Dem Sieger Tyler Peasley wird neben der Geldprämie ein ultraleichter Ledersattel überreicht, dazu eine bunte Reitdecke. Das Wichtigste aber kommt zum Schluss, und jetzt huscht zum ersten Mal ein Lächeln über das angestrenzte Gesicht des 19-Jährigen.

Der Chief der Colville-Indianer drückt Tyler die leere Hülse der Patrone in die Hand, die der Starter abgefeuert hatte – das traditionelle Geschenk für den „King of the Hill“.

Rolf Kunkel |